

Wissen ist Macht

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 7

Dienstag, den 17. Februar 1914

3. Jahrgang

Kirche und Sozialdemokratie.

Von Franz Mehring.

Die Bewegung, die sich innerhalb der Partei für den Austritt aus der Kirche bemerkbar macht, lenkt wieder einmal die Aufmerksamkeit auf den Satz unseres Programms: Religion ist Privatsache.

Dieser Satz, so einfach oder selbst trivial er klingt, ist die Frucht Jahrhunderte langer Kämpfe, die Ströme von Blut gekostet haben. Es war ein großer geschichtlicher Fortschritt, als die europäischen Klassenkämpfe die religiösen Schleier abwarfen, in die sie bis tief in die erste Periode des Kapitalismus gehüllt waren. Dieser Fortschritt vollzog sich namentlich in den Tagen der bürgerlichen Aufklärung und der großen französischen Revolution. Lessing verwarf jeden Versuch, auf dem Wege religiöser Hader die Geister zu befreien, und selbst vor der konsequenten Orthodoxie hatte er noch größere Achtung, als vor jenem vernünftigen Christentum, von dem niemand wisse, weder wo ihm das Christentum, noch wie ihm die Vernunft säße; so waren auch Danton und Robespierre die abgeflagtesten Feinde aller Agitationen, die dem Volke die Religion verleiden wollten.

In der modernen Arbeiterbewegung hat sich diese reinliche Scheidung von Politik und Religion vollends durchgeführt. Aber wenn die Sozialdemokratie die Kirche ungeschoren läßt, so wird sie von der Kirche nicht ungeschoren gelassen. Es ist wahr: sie fordert die Trennung der Kirche vom Staat, in richtiger Folgerung aus ihrem Grundsatz, daß Religion Privatsache sei. Allein diese Forderung greift die Kirche als solche nicht an. Im Gegenteil: jede aufrichtige, von der inneren Wahrheit ihrer Glaubenssätze durchdrungene Kirche, will auf eigenen Füßen stehen und verschmäht die Almosen aus dem öffentlichen Säckel, die zum mehr oder minder großen Teil von Andersgläubigen oder gar von Ungläubigen ausgebracht werden. Indessen die geschichtliche Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß von allen Kirchen gilt, was Marx von der englischen Hochkirche sagt, sie verzeihe eher die Angriffe auf 38 von ihren 39 Glaubensartikeln, als auf $\frac{1}{25}$ ihres Geldeinkommens. Und schon aus diesem Grunde, von anderen Gründen ganz abgesehen, findet die Sozialdemokratie auf ihrem Wege die Kirche als Gegnerin.

Diesen Angriffen muß die Partei begegnen, aber sie gibt deshalb mit nichts ihren Grundsatz auf, daß Religion Privatsache sei. Sie widersteht sich den Angriffen der Kirche nur, wo die Kirche sich aufs unkirchliche Gebiet begibt und sich selbst untreu wird, indem sie sich aus einer religiösen Gemeinschaft zum Werkzeuge weltlicher Herrschaftsinteressen erniedrigt. Wir tasten weder Beichtstuhl noch Kanzel an, wenn wir den Mißbrauch des Beichtstuhls und der Kanzel für kapitalistische Unterdrückungszwecke bekämpfen. Diese Grenzscheide ist so klar und scharf, daß sie von der Partei im wesentlichen niemals aus den Augen verloren worden ist, wenn auch gelegentliche Entgleisungen einzelner Parteigenossen vorgekommen sein mögen.

Mag nun aber auch die Sozialdemokratie als solche sich die vollkommenste Zurückhaltung gegenüber allem religiösen Wesen auferlegen, so ist die Frage damit noch nicht erledigt für die einzelnen Parteimitglieder, die zugleich Mitglieder der Kirche sind. Sie können durch die feindselige Haltung der Kirche gegen die Partei in Gewissenskonflikte mancherlei Art geraten; die rechte Hand des Privatmenschen, die für die Kirche steuert, schlägt die linke Hand des Parteimenschen, die

für die Partei steuert, und umgekehrt. Um hierin klar zu sehen, muß man zunächst scheidend zwischen denjenigen Parteimitgliedern, die dem religiösen Glauben längst abgestorben sind und nur aus alter Gewohnheit oder äußerlichen Rücksichten irgend welcher Art in der Kirche bleiben und denjenigen Parteimitgliedern, die sich den Glauben an die religiösen Heilswahrheiten bewahrt haben und durch gemütlige Bedürfnisse, mitunter der stärksten Art, an die Kirche gefesselt sind, die ein Stück ihres inneren Lebens opfern würden, wenn sie von ihr scheideten.

Von diesen den Austritt aus der Kirche zu fordern, wäre ein verwerflicher Gewissenszwang. Aber auch von jenen fordert die Partei ihn nicht. Jedoch eine stärkere Macht, als irgend eine Parteinstanz, nämlich ihr Parteigewissen, sollte sie antreiben, aus der Kirche zu scheiden, in der sie nichts mehr zu suchen haben. Sieht man selbst von allen sittlichen Gesichtspunkten ab, so müßte ihnen schon die nüchternere Erwägung naheliegen, daß sie mit ihren paar Groschen nicht eine Gemeinschaft stiften dürfen, die ihren Personen fremd geworden, aber ihre Partei zu schädigen bemüht ist. Selbst die Kirche verliert an solchen Gliedern nichts, und tut auch so, als ob sie lieber heute wie morgen von ihnen befreit wäre; tatsächlich freilich sucht sie und die ihr verbündete Staatsmacht doch durch allerlei Mittelchen die räudigen Schafe in der Herde festzuhalten.

Umso höher ist es anzuerkennen, daß sich jetzt eine Bewegung für den Austritt aus der Kirche innerhalb der Partei vollzieht. Sie kommt ohne äußeren Anstoß aus den Massen als das offene Bekenntnis einer ehrlichen Ueberzeugung und muß als solche begrüßt werden. Man kann noch einen Schritt weiter gehen. So wenig es die Sache der Partei sein kann, die Bewegung des Kirchenaustritts in ihre leitende Hand zu nehmen, so wenig läßt sich dagegen einwenden, daß einzelne Mitglieder der Partei die nun einmal entstandene Agitation zu schüren und zu stärken suchen. Aber freilich gibt es auch hier eine klare und scharfe Grenzscheide, die im Interesse der Partei nicht überschritten werden darf: die Grenzscheide zwischen der Bewegung für den Kirchenaustritt innerhalb der Partei und einer anscheinend gleichen, aber tatsächlich grundverschiedenen Agitation auf bürgerlicher Seite.

Wir meinen die Agitation des Komitees Konfessionslos, des Monistenbundes und ähnlicher bürgerlicher Gebilde, die sich für den Austritt aus der Kirche ins Zeug legen. Sie gehen dabei von genau entgegengesetztem Gesichtspunkt aus, wie die Parteimitglieder, die für den gleichen Zweck wirken. Sie wollen gerade das, was die Sozialdemokratie nicht will: nämlich den religiösen Hader zum Brennpunkt des öffentlichen Lebens machen. Sie wollen der Kirche garnicht an den Krügen, als einem Werkzeuge weltlicher Herrschaftsinteressen, für welche Interessen sie selbst mehr oder weniger begeistert sind; sie wollen die Kirche vielmehr als eine religiöse Gemeinschaft beseitigen, an deren Stelle sie jene feuchte Aufklärung setzen möchten, von der ein Mann wie Lessing sagte, sie sei noch viel ungenießbarer, als selbst die strengste Orthodoxie.

Man nehme nur einmal den namhaftesten Mann dieser Richtung, den mit Recht berühmten Naturforscher Ernst Haeckel, dessen wissenschaftliche Verdienste auch von der Sozialdemokratie stets anerkannt worden sind. Seine Auffassung religiöser Fragen, wie er sie in seinem Buche über die Welträtsel niedergelegt hat, ist so einfach, daß jeder Nachmittagsprediger sie in einer halben Stunde widerlegen könnte,

sind gegenüber der Arbeiterbewegung steht er auf dem Standpunkt des von ihm in den Himmel gehobenen Bismarck. Mit dieser bürgerlichen Agitation für den Austritt aus der Kirche darf die freiwillige Lösung breiter Arbeitermassen von der Kirche nicht vermischt werden, wenn die Partei nicht geschädigt werden soll.

Soviel über die Parteimitglieder, die der Kirche nur noch äußerlich anhängen. Ueber diejenigen Parteimitglieder, die ihr noch innerlich angehören, können wir uns kürzer fassen. Die Partei denkt nicht daran, sie ihrem Glauben abwendig zu machen; sie achtet ihre religiösen Ueberzeugungen, und sie mutet ihnen auch nicht zu, innerhalb ihrer kirchlichen Organisation für den Sozialismus zu wirken, was eine ganz ausgefallene Idee wäre. Was wiederum nicht die Partei, sondern ihr Parteigewissen von diesen Parteimitgliedern beanspruchen kann, ist nur soviel, daß sie, wo sich ihre Kirche feindselig zur Arbeiterbewegung stellt, die Interessen ihrer Klasse über die Interessen ihrer Seelshirten stellen. Und das wird um so eher und gründlicher geschehen, je mehr die Massen von sozialistischem Geist durchtränkt werden.

Der Kautschuk und seine Gewinnung.

Von Dr. G. Hugo.

Die Tatsache, daß sich aus dem Milchsaft gewisser Pflanzen des tropischen Amerika ein Stoff absondern läßt, der sich durch seine große Elastizität auszeichnet, wurde in Europa etwa um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bekannt. Aber das Zeitalter war technisch noch nicht weit genug fortgeschritten, um in diesem Stoff, dem Kautschuk oder Gummi, mehr zu sehen, als eine Kuriosität. Der berühmte englische Chemiker Priestley fand heraus, daß man durch Reiben mit dem neuen Pflanzenprodukt Geschriebenes leicht vom Papier entfernen könne, und so bekam der Kautschuk nach seiner Herkunft aus Westindien und seinem Gebrauch seine englische Bezeichnung als India Rubber, d. i. indischer Reibstoff. Zu Zwecken der Industrie erwies sich dies Material zunächst wenig brauchbar, da es schon beim Gefrierpunkt steinhart, bei Temperaturen von 30 bis 40 Grad Celsius weich wurde und seine Elastizität also nur innerhalb eines geringen Wärmeintervalls behielt. Erst als man lernte, den Kautschuk durch Behandlung mit Schwefel, sogenannte Vulkanisation in einen erheblich widerstandsfähigeren Stoff zu verwandeln, war das wesentlichste Hemmnis für seine Verwendung beseitigt. Diese fand zuerst in der Bekleidungsindustrie zur Herstellung elastischer Bänder, wasserdichter Kleidungsstücke und Gummischuhe statt. Nicht viel später, um 1850, wurde ein dem Kautschuk seiner Herkunft und chemischen Zusammensetzung nah verwandter Stoff, die Gutta-percha, der Kulturmenschen unentbehrlich, indem aus ihr die einzig brauchbare Umhüllung unterirdischer Kabel bereitet wurde. Der enorme Aufschwung der Kautschukverwendung seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts datiert aber von den Tagen, als die Brauchbarkeit des Gummi für die Medizin und das Verkehrswesen erkannt wurde. Die Verwendung des Kautschuks in der Hygiene und Krankheitsbehandlung ist so vielseitig und allgemein, daß ein Hinweis auf sie genügen mag. Seine Bedeutung für das Fahrrad- und Automobilwesen ist derart, daß man wohl den Satz aussprechen kann, die Entwicklung dieser Beförderungsmittel sei ohne die aus dem Kautschuk hergestellten Radschläuche undenkbar gewesen.

Wie explosionsartig der Kautschukbedarf gestiegen ist, ergibt sich daraus, daß nur von 1910 auf 1913 die jährliche Produktion von 66 auf 112 Millionen Kilo angeschwollen ist. Die primitiven Kautschukfässer, die in den wilden Wäldern Inner Südamerikas, bedroht von den Giftspießen der Indianer, auf die Kautschukjagd gingen, konnten schon bald den Schrei des Weltmarktes nach Gummi nicht befriedigen. Neben der brasilianischen Hevea, einem stattlichen Baum aus der Gruppe der Wolfsmilchgewächse (Euphorbiaceen), die den meisten und besten Kautschuk liefert, den nach dem Hauptausfuhrhafen sogenannten Paragummi, fanden sich in einer Reihe anderer Tropenpflanzen weitere Kautschukproduzenten. In Asien war es der von altersher bekannte, auch bei uns beliebte Gummibaum (Ficus religiosa), in Afrika Schlinggewächse, Pflanzen der Gattung Randolphia, die für die Gewinnung kautschukhaltigen Milchsaftes in Betracht kommen. Auch in Südamerika fanden sich neben der Hevea andere brauchbare Kautschukgewächse. Die Gewinnung des Rohkautschuks ist im wesentlichen überall die gleiche. Die Rinde der Pflanzen wird durch systematisch angelegte Schnitte verletzt und der entströmende Saft in untergestellten Gefäßen aufgefangen. Durch Behandlung mit Essigsäure, Kalium oder Kochsalz wird der Kautschuk, der sich in mikroskopischen Tröpfchen, ähnlich wie das Fett in der Milch, in dem Saft schwebend, sich befindet, dazu gebracht, sich in Kuchen abzusondern, die dann auf dem Markt gebracht und verschiedenen Prozeduren, insbesondere der erwähnten Vulkanisation, unterzogen werden.

Der steigende Preis des Gummi hat es zur Folge gehabt, daß die Gewinnung des rohen Materials einen enormen Profit abwarf, und wie immer entsprach dem Profit die Brutalität, der Hierbei gegen die Arbeiter, die unglücklichen, ausgebeuteten Eingeborenen angewandt wurde. Das Wort Karl Marx' vom Kapital, das bei

50 Prozent Jahresgewinn selbst den Nord nicht schent, ist hier im buchstäblichen Sinne Wahrheit geworden. Im Kongostaat haben die Beamten des Belgierkönigs Leopold, die Gummigewinnung in einer Weise betrieben, daß nicht nur die Kautschukfläner, sondern auch die Negerstämme des Urwalds zum großen Teil der Ausrottung verfielen. Abhauen von Händen und sonstige Verfümmelungen, waren keineswegs außergewöhnliche Strafen für Bewohner von Dörfern, die den von der Regierung auferlegten Tribut nicht oder nur säumig entrichteten. Diese Greuel sind aber — vor wenigen Monaten hätte man es wohl nicht für möglich gehalten — durch südamerikanische Schandtaten überboten worden. In der „Hölle von Putumayo“ haben Abenteurer, zum Teil englischer Herkunft, auf eigene Faust einen Raubstaat eingerichtet, die harmlosen Indianer verklärt und zur Kautschukausbeutung angetrieben. Bei dem Vorgehen dieser organisierten Räuber- und Mörderbande sind selbst Frauen und Kinder nicht gespart, die Ausgeburt wildesten Phantasie überboten worden.

Die steigende Nachfrage nach Kautschuk hatte aber eine zweite Folge. Von der Ausbeutung wildwachsender Pflanzen ging man zum Plantagenbau über: in den verschiedensten tropischen Gegenden wurde mit dem Anbau von gummiliefernden Pflanzen, insbesondere der Hevea, begonnen. Während von 1910 auf 1913 die Erzeugung wildwachsender Parakautschuks bei circa 40 Millionen stationär blieb, stieg die Produktion an Plantagenkautschuk von 8,5 Millionen Kilo im Jahre 1910 auf 14,1 Millionen Kilo 1911 und 28,5 Millionen Kilo 1912, um schließlich 1913 mit 42 Millionen Kilo die Ausbeute an wildem Paragummi zu überholen. Da aber zwischen der Anpflanzung der Bäume und dem Beginn der Ausbeute mehrere Jahre liegen, so läßt sich aus dem heute mit Gummipflanzen bestellten Gebiet, das sich von Brasilien über die Kolonien der Deutschen, Engländer, Franzosen, Belgier in Afrika nach Ceylon und Birma hinüber in einem breiten Gürtel um die Erde zieht, voraussetzen, daß das Angebot an Plantagenkautschuk in den nächsten Jahren sich verdoppeln und verdreifachen wird.

Aber schon tritt gegen den wilden Kautschuk ein neuer Nebenbuhler auf, der synthetische Kautschuk, den die chemische Industrie in ihren Fabriken herzustellen sich ansetzt. Es genügt dem Menschen des naturwissenschaftlichen und technischen Zeitalters nicht, die pflanzlichen Gummilieferanten zu kultivieren, sein Bestreben geht dahin, sich von ihnen ganz zu emanzipieren. Das Schicksal der Waidpflanze, der Vanille, des Indigoes, soll auch die Kautschukpflanzen treffen. Als 1905 Prof. Haries in Kiel die chemische Formel für den Kautschuk einwandfrei festgestellt hat, konnte die chemische Industrie darangehen, das Problem des künstlichen Kautschuks zu lösen. Und wo der fortgeschrittenen Wissenschaft die Millionen des Großkapitals zu Hilfe kommen, scheint es keine Aufgabe der organischen Chemie zu geben, die prinzipiell unlösbar ist. In den Elberfelder Farbwerken, wo man wohl Hunderttausende für die notwendigen Versuche ausgab, gelang es 1909 Fritz Hofmann, den Kautschuk aus einem verhältnismäßig einfach zusammengesetzten Kohlenwasserstoff, dem Isopren, darzustellen. Aber dieser Ausgangspunkt war zu teuer, um einen wirtschaftlichen Ausbau der Methode zu ermöglichen. Neue Wege wurden gesucht und gefunden. Sowohl vom Steinkohlenteer als dem Kartoffelstärkefisch aus ist es gelungen, die Synthese des Kautschuks zu vollziehen; versuchsweise sind schon Autoschläuche mit Pneumatics aus Elberfelder Gummi unternommen. Noch leidet das Kunstprodukt an manchen Fehlern: es ist zu rein. Dem natürlichen Kautschuk sind nämlich gewisse Harze und Eiweiße vermischt, die nach der Vulkanisation, das Brüchigwerden des Kautschuks verzögern. Der künstliche Kautschuk altert infolgedessen zu schnell. Aber zweifellos wird es der Wissenschaft gelingen, diese Minderkrankheiten zu beseitigen, und die Zeit ist wohl nicht so fern, wo sich Deutschland von dem tropischen Import an Rohgummi, der bereits den Wert von 200 Millionen Mark das Jahr überschritten hat, freimachen kann.

Wieder ein gewaltiger Fortschritt der Wissenschaft und Technik! Aber unsere Wirtschaftsordnung ist so beschaffen, daß der Gewinn an Glück für die Menschheit bei allem Mehrleistekönnen zweifelhaft bleibt. Vielleicht werden die Vierzehnjährigen blutigeren Kautschukfässer in den Sumpfwäldern Amerikas und Afrikas unterbleiben, wenn mit dem Gewinn der Anreiz zu ihnen fortfällt. Aber wir müssen daran denken, daß auch die Gewinnung künstlichen Kautschuks Helatomben an Menschenleben vernichten wird. Ist doch die chemische Industrie diejenige, bei der niedrige Löhne und ungesunde Arbeitsverhältnisse riesigen Gewinnen der Kapitalisten gegenüber stehen. Die Elberfelder Farbwerke allein beschäftigen über 10 000 Arbeiter und Angestellte, auch die Zahl der in den höchsten Farbwerken Arbeitenden ist eine nicht viel geringere. Und wie bei der Gewinnung des wilden Kautschuks, ist es auch hier die hohe Dividende, die mordet; nicht unkultiviert und schnell mit Messer und Pistole, sondern langsam und zivilisiert durch chronische Vergiftung. 56, 24, 24, 25, 25, 28 Prozent Dividende — so erzählt uns das Börsenjahrbuch — haben seit 1907 die Elberfelder Farbwerke, die jetzt sich ansetzen, die Fabrikation des Kautschuks zu unternehmen, bis 1912 verteilt; entsprechend sind die Gewinne der anderen Fabriken. Aber die Zahl der frühzeitig dahinscheidenden Arbeiter ist in keinem Börsenjahrbuch zu finden. Die Herstellung des künstlichen Kautschuks ist wohl ein technischer Fortschritt — aber kein Fortschritt der Kultur.

Neue Parteiliteratur.

Neue Parteiliteratur oder — je nachdem man will — alte Parteiliteratur. Kaum hat sich aus dem Briefwechsel zwischen Engels und Marx ein Bergwerk erschlossen, das in seinen — mitten durch zerklüfteten Fels laufenden — Goldadern allmählich erst abgebaut werden kann, als neue Schriften beider Männer erscheinen: die eine von Marx, die bisher in einem bürgerlichen Verlage, wenigstens für Arbeiterleser, halb vergraben war, aber nunmehr nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist freigeworden ist, die andere von Engels, die zum ersten Male aus seinem handschriftlichen Nachlaß auftaucht.

Die erste Schrift — Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte — ist unter dem unmittelbaren Eindruck des Staatsstreichs geschrieben worden, durch den sich Napoleon III. am 2. Dezember 1851 auf eine Reihe von Jahren zum Herrn von Frankreich machte. Er wurde darob von ganz Europa angestaunt, als Gesellschafts- und Staatsretter gefeiert, selbst von seinen Gegnern als eine unheimliche Geistesgröße gefürchtet. Man lauschte atemlos den Orakelsprüchen, die am Neujahrstage aus den Tuileries erschollen, und auch Bismarck pilgerte an den Hof dieses gekrönten Abenteurers, um dessen gnädige Duldung für das eiserne Würfelspiel des Jahres 1866 zu ergattern.

Marx aber schrieb auf frischer Tat die Geschichte des bonapartistischen Staatsstreichs, den die einen nur bewundern, die andern nur verabscheuen konnten. Es war eine der ersten Proben, die er mit seiner historischen Theorie auf die Geschichte der Gegenwart machte, und die kleine Schrift ist eine ihrer glänzendsten Proben geblieben. Funkelnd von Geist und Witz, den erfolgreichen Verbrecher tiefer ins Herz treffend, als es der größte Dichter Frankreichs, als es Victor Hugo mit seinen geistreichsten Scheltreden vermochte, ist sie zugleich ein Muster tief eindringender Geschichtsforschung, stellt sie dem bonapartistischen Regiment mit kaltblütiger Sicherheit das Horoskop seiner gleich schmachvollen Erfolge und Niederlagen.

Seitdem sie geschrieben wurde, sind zwei Drittel eines Jahrhunderts verflossen, aber dennoch entbehrt sie eines lebhaften Interesses für die politischen Fragen der Gegenwart nicht. Was Marx in ihr überzeugend nachweist, wie nämlich der Klassenkampf in Frankreich Umstände und Verhältnisse schuf, die einer mittelmäßigen und grotesken Personage das Spiel der Heldentrolche ermöglichten, das ist die Frage des Imperialismus überhaupt. Im einzelnen mögen die Umstände und die Verhältnisse und namentlich auch die Persönlichkeiten verschieden sein, obgleich vor fünfzig Jahren alle europäischen Herrscher von Gottesgnaden mit dem nachgemachten Cäsar an der Seine die Bruderhand gehärtet haben: im allgemeinen ist der scheinbare Glanz der modernsten Monarchie nichts anderes, als der fahle Widerschein, den das lichterloh flammende Feuer der modernsten Klassenkämpfe in die Wolken wirft.

So dankenswert es ist, daß unser Stuttgarter Parteiverlag diese Schrift von Marx in seine kleine Bibliothek (Preis 1 Mark) aufgenommen hat, so möchten wir für eine neue Auflage doch den Wunsch nach einer erläuternden Vorrede aussprechen. Ein Personenverzeichnis und eine rein chronologische Uebersicht, die dieser Ausgabe beigelegt sind, genügen nicht, um selbst nur dem vorgehenden Arbeiter die um mehr als sechzig Jahre zurückliegenden Ereignisse, die Marx unter sein kritisches Messer nimmt, völlig zu erklären. Und auch ein Wort über die eigenen Schicksale der Schrift wäre in einer neuen Auflage wohl am Platze. Völlig von der europäischen Presse ausgeschlossen, bedrängt von nagenden Nahrungsjorgen und quälender Krankheit, schrieb Marx sie für ein amerikanisches Blatt, das sein Freund und Genüßgenosse Weydemeyer herauszugeben begonnen hatte. Aber ehe noch das Manuskript über den großen Teich gelangt war, hatte Weydemeyers Blatt schon zu erscheinen aufgehört, und die Schrift hätte überhaupt nicht das Licht der Öffentlichkeit erblickt, wenn nicht ein deutscher Arbeiter, ein Schneider aus Frankfurt, hochherzig genug gewesen wäre, seine ganzen Ersparnisse in der Höhe von vierzig Dollars für ihre

Drucklegung zu opfern. So ist die Schrift auch ein rühmliches Denkmal proletarischer Opferwilligkeit.

Wie viel ein klassisches Werk unserer Parteiliteratur durch eine zugleich gemeinverständliche und sachverständige Erläuterung gewinnen kann, zeigt der erste Entwurf, den Friedrich Engels für das kommunistische Manifest gemacht und den Genosse Bernstein jetzt aus dem Nachlasse des Verfassers im Verlage des Vorwärts herausgegeben hat (Preis 50 Pfg.). Für den, der das kommunistische Manifest geistig in sich aufgenommen hat, bietet die kleine Veröffentlichung freilich nur den Reiz eines fesselnden Einblicks in die Gedankenwerkstatt, aus der eine weltgeschichtliche Urkunde hervorgegangen ist. Aber um das Manifest völlig zu bewältigen, bedarf es schon eines nicht geringen Maßes von Vorbildung, und auf dem Wege dazu kann man sich keinen besseren Führer wünschen, als diesen Entwurf von Engels.

Er ist in der Form eines Katechismus abgefaßt: in 25 Fragen und Antworten. Was ist der Kommunismus? Was ist das Proletariat? Wie ist das Proletariat entstanden? Wie unterscheidet sich der Proletarier vom Sklaven, vom Leibeigenen, vom Handwerker, vom Manufakturarbeiter? Und so weiter. Einzelne Antworten, die in dem Manuskript ausgefallen sind, hat Bernstein aus dem kommunistischen Manifest sachgemäß ergänzt. Ohne Zweifel war es ein Fortschritt, daß Marx und Engels für die schließliche Redaktion des Manifestes die Katechismusform aufgaben und die historische Darstellung vorzogen, die ihnen gestattete, einen noch reicheren Inhalt in eine noch knappere Form zu fassen. Aber mit der wachsenden Höhe des stolzen Baues brachen auch manche Brücken des Verständnisses ab, die in dem ersten schlichteren Entwurf noch vorhanden sind.

Auffallend tritt in ihm die Ähnlichkeit mit den Grundgedanken von Lassalles späterer Agitation hervor: das eiserne Lohngesetz in der Fassung Ricardos, das Zensuswahlrecht als untrügliches Kennzeichen der Bourgeoisie, die Forderung, womit Lassalle Produktivassoziationen begründete, zunächst einen ersten radikalen Angriff gegen das Privateigentum zu unternehmen, „so wird das Proletariat sich gezwungen sehen, immer weiter zu gehen, immer mehr alles Kapital, allen Ackerbau, alle Industrie, allen Transport, allen Austausch in den Händen des Staats zu konzentrieren“. Die schroffe Ablehnung von Lassalles Agitation erklärt sich bei Marx und Engels wenigstens zum Teil daraus, daß gerade ehrliche und kluge Menschen am unerbittlichsten gegen Irrtümer zu sein pflegen, die sie selbst einmal gehegt, aber in heißer Arbeit überwunden haben.

Franz Mehring.

Der Urstoff des Weltalls.

Von G. Falkenfelds.

Zu den durch die Bildung unserer Zeit schwirrenden Schlagworten gehört auch das von dem verwirklichten Traum der Alchemisten. Seitdem es dem englischen Physiker gelungen ist, aus dem Element Radium das Element Helium durch den freiwilligen Zerfall des Radiums zu erhalten, stellen sich viele wissenschaftlich gebildete Menschen vor, es sei nur mehr eine Frage der Zeit, wann der Mensch aus Eisen Gold, aus jedem Urstoff einen beliebigen anderen machen könne.

Wenn es nun auch damit noch gute Weile haben mag, so befremdet sich aber auch die wissenschaftliche Chemie unserer Tage mit dem Gedanken, daß es eine sehr unvollkommene Ansicht vom Bau der Welt sei, wenn wir derzeit annehmen, die Erde mit allem was auf ihr lebt und ebenso alle anderen Gestirne bestünden aus etwa 80 Urstoffen, die man Elemente nennt und von deren Herkunft man nichts weiß.

Schon wenn man ein wenig nachforscht, wie denn dieser Begriff dieses Urstoffes entstanden sei, gelangt man bald darauf, daß bei seiner Entstehung der menschlichen Unvollkommenheit eine sehr bedeutende Rolle zulangt.

Das erste Element, das man entdeckte, konnte vor kurzem sein hundertjähriges Jubiläum feiern. Der berühmte englische Chemiker Davy stellte es her, als er zum erstenmal Pottasche unter den Einfluß der damals neuentdeckten Volta'schen Batterie brachte. Es geschah damals etwas, was man im ersten Ueberdruß für ein Wunder hielt. Es schied sich aus der Pottasche durch die Elektrizität ein weißes Metall aus, das so leicht war, daß es auf dem Wasser schwamm. In dem Augenblick aber, da es das Wasser be-

rührte, flammte es auch auf und verbrannte mit weißblendender Flamme.

Davy nannte diese neue unbekannte Substanz Potassium. Später erhielt sie den Namen Kalium und da es gar nicht gelang, sie mit der größten aller bekannten Naturkräfte, mit der Elektrizität weiter zu zerlegen, wurde sie als Urstoff, als Element bezeichnet. Mit Hilfe des elektrischen Stromes wurde bald ein weiteres Element: das Natrium hergestellt, bald auch das Barium, das Calcium usw. Davy und seine Zeitgenossen waren sich aber dabei klar, daß es sich nur um „noch nicht weiter zerlegbare“ Stoffe handle, später aber verlor sich dieser Vorbehalt und man gewöhnte sich daran, die Elemente als die echten, von Anbeginn der Zeiten und auch für immer bestehenden Bausteine der Welt anzusehen, aus deren Kombination alle vorhandenen Körper zustande kommen.

Daran glaubte alle Welt, mit Ausnahme der Philosophen und einiger Chemiker, die (in jeder Generation seit Davy waren sie an den Fingern abzuzählen) daran festhielten, daß die Welt einheitlich, die vielen Elemente auseinander oder aus einem Urelement entstanden sein müssen. Schon im Jahre 1815 machte einer dieser Zweifler, der englische Arzt Dr. W. Prout, darauf aufmerksam, daß die sehr verschiedenen Atomgewichte der Elemente (sie besagen, um wieviel schwerer die gleiche Menge eines Elements als Sauerstoff ist), in höchst merkwürdiger Weise von einander abweichen. Verschiedene Elemente sind in dieser Hinsicht genau ein Vielfaches des Wasserstoffes, woraus Prout den Schluß zog, sie seien keine Elemente sondern aus Wasserstoff gebildet.

Das hat man zuerst geglaubt, dann belämpft, bezweifelt, und als Gegenbeweis hat man neue Wägungen angestellt, die ergaben, daß die Lehre von der Multiplikation der Wasserstoffatome falsch sei. Da geschah etwas Unerwartetes. Im Jahre 1840 stellte der große französische Chemiker Dumas neuerdings das Atomgewicht des Kohlenstoffes als genau das zwölfte des Wasserstoffes fest. Vierundzwanzig Jahre später war ein weiterer bedeutsamer Fortschritt erzielt. Der Engländer Newlands bemerkte, daß wenn man die Elemente in der Reihe ihrer Atomgewichte zusammenstellt, jedes achte dann bestimmte Eigenschaften seiner Vorgänger wiederholt. Und dort, wo diese Regel nicht zutrifft, müssen wir eine Lücke der Kenntnisse annehmen, die sich denn auch wirklich schon mehrfach durch neuentdeckte Elemente ausfüllen ließ. Auf solchen Erfahrungen beruht die neueste Wende der chemischen Grundüberzeugungen, die zu der Aufstellung des „periodischen Systems der Elemente“ durch den Deutschen Lothar Meyer und den Russen Dimitry Mendelejeff führte.

Wer noch Zweifel daran hegte, daß alle Elemente zusammengefaßte Körper seien, die sich als ein „Vielfaches von Wasserstoff“ chemisch auffassen lassen, mit anderen Worten als eine Kombination von Wasserstoffatomen, dem bot die Spektralanalyse des Himmels gerade in neuester Zeit wieder Beweise über Beweise.

Die Sternforschung hat gezeigt, daß in der Sonne fast alle wesentlichen Elemente des Erdkörpers vertreten sind. Aber sie sind in einem anderen Mengenverhältnis da als in der irdischen Welt. Die Atmosphäre der Sonne enthält riesige Mengen Wasserstoff. In dem Spektrum anderer Sonnen, nämlich in dem vieler Fixsterne, erkennen wir fast ausschließlich nur Wasserstoff, so z. B. in dem des Sirius, der als die heißeste aller Sonnen gilt. Der Sirius ist eine weiße Sonne; die Sonne, welche unsere Tage beleuchtet, ist schon in einem späteren Entwicklungsstadium. Sie gilt für eine rote Sonne; in ihrem Spektrum überwiegt das Eisen und andere Schwermetalle.

Aus solchen Einsichten bildete sich allmählich das kühne Weltbild des modernen Chemikers, dem zuerst der englische Forscher J. D. L. R. Ausdruck verlieh; wofür man auf ihn das Ehrenprädikat eines „Darwin der chemischen Welt“ prägte.

Der moderne Chemiker sagt sich, daß, wenn schon unsere Sonne aus weniger Elementen bestehe als die Erde und die noch „elementareren“ weißen Sonnen überhaupt nur aus Wasserstoff bestehen, wohl dieses das einzige Element, der wahre Urstoff der Welt sei, zumindestens diesem Urstoff am nächsten stehe.

Auch ohne die Wunder des Radiums glaubt der Chemiker von heute an eine Umwandlung und Entwicklung der Elemente, weil er sie nicht mehr für Urstoffe, sondern für zusammengesetzt hält.

Freilich ist dies alles nur eine Hypothese und noch dazu eine luftige, die im Streit der Meinungen steht und mannigfacher Befestigungen bedarf. Aber schon, daß man so kühne Gedanken im Ernst zu diskutieren wagt, zeigt, wohin der Weg der Geistesentwicklung führt.

Wenn der Physiker es gelernt hat, die ganze bunte Erscheinungswelt des Geschehens als Ausströmung, sagen wir Wellenbewegung, einer einheitlichen Urkraft, als die sich immer deutlicher die Elektrizität vorstellt, aufzufassen, so kommt ihm nun der Chemiker nach mit dieser Idee vom einheitlichen Urstoff der Welt, und wenn beide nun sich einigen, den Stoffe nur als Ausdrucksform der Energie aufzufassen, so erscheint hier schon von ferne das Weltbild des nächsten Jahrhunderts. Es ist ein vergeistigtes Bild der Welt, das man aus diesen Entwicklungslinien der Wissenschaft ahnt, und alles deutet darauf hin, daß die Philosophie unserer Enkel ein neuer naturwissenschaftlicher Idealismus sein wird, ist doch das Weltbild der — letzten Naturwissenschaft nur die Befestigung aller philosophischer Erkenntnis.

Aus unserer Sammelmappe.

Eine wirkliche gebiegene Zeitschrift fürs Volk ist die von Theodor Egel geleitete Stuttgarter Wochenchrift Die Lesende. Diese Zeitschrift hat sich zum Ziel gesetzt, die reichen Schätze deutscher und fremder Literatur in die breiten Massen zu tragen und auf diese Weise die immer stärker um sich greifende Schundliteratur zu bekämpfen. Aber nicht nur das. Die Lesende will auch Freude an Büchern wecken und liefert deshalb ihren Abonnenten jährlich vier wertvolle, ausgesuchte Buchbeleggaben völlig kostenlos. Dies ist nur möglich, weil Die Lesende ein gemeinnütziges Unternehmen ohne irgend welche Erwerbsinteressen ist. Die Zeitschrift selber ist ungemein reichhaltig. Sie bringt Romane, Erzählungen und Skizzen und viele Beiträge belehrender und bildender Natur. Aus dem Inhalt der beiden letzten Nummern führen wir an: Peter Rosenger, Der Kinderfittler; Will Reiser, Gedichte; Rudolf von Telus, Sokrates; Volkstreime aus dem Krummen Elß; Bernhard Walter, Muz, eine Tiergeschichte; Jules Michelet. Der Flügel eine naturwissenschaftliche Abhandlung usw. Probenummern sind von der Geschäftsstelle der Lesende, Stuttgart, Ludwigsstraße 26, erhältlich.

Wie wird man Sozialdemokrat? Die Sozialdemokratie unterscheidet sich von allen anderen Parteien dadurch, daß sie nicht wie diese ein zusammengewürfeltes Haufen von Leuten ist, die nie genau wissen, was sie wollen und deren Blick nie weiter reicht als bis zum nächsten Tag. Sie ist vielmehr eine Partei, deren Ziel die Errichtung einer neuen Gesellschaftsordnung ist und deren Kämpfe demnach planmäßig geführt werden müssen. Darum ist die Sozialdemokratie die einzige Partei, die ein wirkliches Programm hat.

Dieses Programm ist nicht für einen bestimmten Tag verfaßt, wie etwa das Wahlprogramm irgendeiner bürgerlichen Partei. Es gilt jederzeit und gibt die Richtschnur für all unser Tun. In ihm sind die Lehren des wissenschaftlichen Sozialismus zusammengefaßt, die in jahrzehntelanger Geistesarbeit gefunden worden sind. Die knappen Sätze des Programms haben demnach einen außerordentlichen reichen Gedankeninhalt, der nicht leicht aus den wenigen Sätzen des Programms herauszuschöpfen ist. Darum ist eine gemeinverständliche Erläuterung des Parteiprogramms unerlässlich.

Genosse Robert Danneberg hat den Versuch unternommen, eine gemeinverständliche Darlegung der Grundsätze des sozialdemokratischen Parteiprogramms zu geben. Die Programmübersicht ist in zweieinhalb Jahren in Oesterreich und Deutschland in 25 000 Exemplaren verbreitet worden. Sie hat in der überall aufstrebenden Bildungsbewegung wertvolle Dienste geleistet. Nun ist sie in neuer Auflage erschienen. Der Verfasser hat die Broschüre umgearbeitet und auf den doppelten Umfang gebracht. Was als Vorzug der früheren Auflage gerühmt worden ist, gibt die neue Ausgabe noch im verstärkten Maße: Sie zeigt die Richtigkeit der sozialdemokratischen Grundsätze gerade an den Tatsachen der neuesten Wirtschaftsentwicklung auf und gibt reichlich Belege aus der jüngsten Entwicklungsstufe des Kapitalismus.

Die Darstellung beginnt mit einer geschichtlichen Skizze über die vorkapitalistische Zeit. Sodann wird die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung von ihren Anfängen bis heute dargestellt. Der Verfasser erörtert, wie der Kapitalismus alles in der Welt geändert hat; wie er auf den Arbeiter wirkt, wie er den alten Mittelstand zugrunde richtet oder sich hörig macht, wie er einen neuen Mittelstand schafft, wie er im Konkurrenzkampfe auch innerhalb der Kapitalistenklasse selber fortwährend Veränderungen hervorruft und wie er sich in der letzten Zeit entfaltet hat. Der Verfasser bringt eine eingehende Darstellung der Bedeutung der Aktiengesellschaften, der Kartelle und Trusts und der Herrschaft der Banken über das ganze Wirtschaftsleben. Im zweiten Teile des Buches zeigt er, wie die Arbeiterbewegung und wie der Sozialismus entstanden sind und wie schließlich die Arbeiterbewegung sozialdemokratisch werden mußte. Er erörtert die Stellung der Sozialdemokratie zu den bürgerlichen Parteien, er bespricht die Kampfmittel der Arbeiterbewegung und ihre gegenwärtige Situation. Er zeigt wie auf allen Gebieten gerade durch das Wachstum der Arbeiterbewegung eine Verschärfung der Klassengegensätze eingetreten ist. Mit einer Erörterung des Begriffs des Zukunftsstaates und der Einwände der Gegner schließt das Buch, dem eine Auswahl empfehlenswerter Literatur zum Studium des Sozialismus beigegeben ist.

Das Buch wird überall gute Dienste leisten. Es ist für jeden Genossen eine Quelle der Belehrung und der Begeisterung. Es gibt den Vertrauensmännern der politischen und gewerkschaftlichen Organisationen Material in Fülle, das für Vorträge aus dem Gebiete des Sozialismus verwendet werden kann. Es ist ein Lehrbuch des Sozialismus und soll dem Gegner nicht minder wie dem Freund der Arbeiterbewegung zur Lektüre empfohlen werden. Darum gehört es in jede Arbeiterbibliothek.

Das Buch umfaßt 196 Seiten und kostet Broschürt nur 70 Heller (60 Pfennige), kartoniert 1,20 Kronen (1 Mark).